

## Der Begriff der „hypothetischen Imperative“ in der Ethik Kants.

Von Privatdozent Lic. theol. Carl Stange in Halle a. S.

---

Der Begriff der sogenannten hypothetischen Imperative spielt in der Ethik Kants, wie es scheint, nur eine untergeordnete Rolle. Wenn es nämlich (wie es thatsächlich der Fall ist) Darstellungen der Kantischen Ethik giebt, in denen dieser Begriff nicht einmal erwähnt wird, so ist damit der Beweis geliefert, dass das Verständnis des Systems überhaupt, des Gedankenganges, dem Kant in seiner Ethik folgt, von der Bedeutung dieses Begriffs unabhängig ist, und dass ebenso das Verständnis der Terminologie, deren Kant sich bedient, ohne Rücksicht auf diesen Begriff gewonnen werden kann.

Um so auffallender ist dann allerdings die Thatsache, dass Kant selbst es für notwendig gehalten hat, diesen anscheinend gänzlich überflüssigen und bedeutungslosen Begriff zu erwähnen. Zur Erklärung dieser Thatsache wird man sich auch nicht darauf berufen dürfen, dass Kant gemeint habe, durch den Begriff der hypothetischen Imperative den wichtigen Begriff der kategorischen Imperative verdeutlichen zu können. Vorausgesetzt nämlich, dass das Kants Meinung gewesen ist, so müssten auch die Interpreten der Kantischen Ethik sich diese Brauchbarkeit des Begriffs zu nutze machen. Wenn sie aber demgegenüber der Meinung sind, dass der Begriff der kategorischen Imperative einer derartigen Verdeutlichung durch den Begriff der hypothetischen Imperative nicht bedürfe, oder gar, dass der Begriff der hypothetischen Imperative zur Verdeutlichung des Begriffs der kategorischen Imperative nicht geeignet sei, so werden sie sich der Aufgabe nicht entziehen können, die Kritik, welche sie damit an den Ausführungen Kants üben, zu begründen und die Unzulänglichkeit des Begriffs der hypothetischen Imperative im Hinblick auf den von Kant verfolgten Zweck zu erweisen.

Bei genauerer Untersuchung des Begriffs der hypothetischen Imperative ergibt sich freilich, dass die angegebene Absicht nicht das Motiv gewesen sein kann, von dem aus Kant zur Nebeneinanderstellung der hypothetischen und der kategorischen Imperative gekommen ist. Zur Verdeutlichung des Begriffs der kategorischen Imperative wäre allerdings der Begriff der hypothetischen Imperative so ungeeignet wie nur irgend möglich. Ist doch von beiden Begriffen der Begriff der kategorischen Imperative an sich deutlich genug, während der Begriff der hypothetischen Imperative keineswegs ohne weiteres verständlich, sondern — wie schon die darauf bezüglichen Ausführungen Kants beweisen — mit gewissen Schwierigkeiten behaftet ist. Auf der anderen Seite ist das Motiv, durch welches Kant zur Vergleichung der kategorischen und der hypothetischen Imperative veranlasst worden ist, für das Ganze der Kantischen Ethik von so grosser Bedeutung, dass man — wenn man einmal dies Motiv erkannt hat — unmöglich die Ansicht teilen kann, als wäre der Begriff der hypothetischen Imperative ein wertloser und überflüssiger Begriff. Den Gedankengang der Kantischen Ethik kann man allerdings auch ohne Rücksicht auf diesen Begriff verstehen, und das Verständnis der Kantischen Terminologie hängt ebenso wenig von dem Begriff der hypothetischen Imperative ab. Aber für die Kritik, für die Beantwortung der kritischen Hauptfrage: woher es kommt, dass Kant trotz seiner Lehre vom kategorischen Imperativ und trotz seiner Lehre von der Freiheit in der wissenschaftlichen Erkenntnis des Sittlichen über dürftige Abstraktionen nicht hinausgekommen ist, — für die Beantwortung dieser Hauptfrage der Kritik bietet gerade der Begriff der hypothetischen Imperative einen wichtigen und wertvollen Fingerzeig.

Die Untersuchung des Begriffs der hypothetischen Imperative hat es naturgemäss mit einer doppelten Aufgabe zu thun. Sie hat erstens den Begriff der hypothetischen Imperative darzulegen, und sie hat zweitens die Bedeutung festzustellen, welche der Begriff der hypothetischen Imperative für die Kantische Ethik hat.

1. Über das, was Kant mit dem Begriff der hypothetischen Imperative meint, hat er sich in der „Kritik der praktischen Vernunft“ nur sehr kurz ausgesprochen. In dem ersten Paragraphen dieser Schrift giebt er nämlich im Anschluss an seine Unterscheidung der praktischen Grundsätze, die er in Maximen und praktische Gesetze einteilt, eine Definition der Imperative überhaupt: ein Imperativ ist „eine Regel, die durch ein Sollen, welches die objektive Nötigung

der Handlung ausdrückt, bezeichnet wird“ (V, 20).<sup>1)</sup> Auf diese Definition der Imperative überhaupt folgt sodann die Einteilung der Imperative in hypothetische und kategorische Imperative: hypothetische Imperative sind solche, welche „nicht den Willen schlechthin, sondern nur in Ansehung einer begehrten Wirkung bestimmen“; kategorische Imperative dagegen „müssen den Willen als Willen, noch ehe ich frage, ob ich gar das zu einer begehrten Wirkung erforderliche Vermögen habe, oder was mir, um diese hervorzubringen, zu thun sei, hinreichend bestimmen“ (ib.). — Zur Verdeutlichung dieser Unterscheidung nennt Kant als Beispiel eines hypothetischen Imperativs den Satz, dass man in der Jugend arbeiten und sparen müsse, um im Alter nicht zu darben, während ein kategorischer Imperativ enthalten ist in dem Satz, man solle niemals lügenhaft versprechen. Der hypothetische Imperativ enthält „zwar auch Notwendigkeit (denn ohne das wäre er kein Imperativ), aber diese ist nur subjektiv bedingt“: der Wille wird auf etwas anderes verwiesen, wovon man voraussetzt, dass er es begehre. Der kategorische Imperativ dagegen ist eine Regel, die bloss den Willen betrifft: „die Absichten, die der Mensch haben mag, mögen durch denselben erreicht werden können oder nicht; das blosses Wollen ist das, was durch jene Regel völlig a priori bestimmt werden soll“ (V, 21).

In Übereinstimmung mit diesen Sätzen hat sich Kant schon in der „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten“ über den Begriff der hypothetischen Imperative geäussert. Auch hier beginnt er wieder mit einer Bestimmung des Begriffs der Imperative überhaupt: „die Vorstellung eines objektiven Prinzips, sofern es für einen Willen nützlich ist, heisst ein Gebot und die Formel des Gebots heisst Imperativ. Alle Imperative werden“ demgemäss „durch ein Sollen ausgedrückt“ (IV, 261). Sie zerfallen in hypothetische und kategorische Imperative. Die hypothetischen Imperative „stellen die praktische Notwendigkeit einer möglichen Handlung als Mittel zu etwas anderem, was man will (oder doch möglich ist, dass man es wolle), zu gelangen vor. Der kategorische Imperativ würde der sein, welcher eine Handlung als für sich selbst, ohne Beziehung auf einen anderen Zweck, als objektiv-notwendig vorstellte“ (IV, 262). Im Unterschied von der „Kritik der praktischen Vernunft“ geht dann aber die „Grundlegung“ auf die hypothetischen Imperative ausführlicher ein, indem

<sup>1)</sup> Die Zitate beziehen sich auf die zweite Hartensteinsche Ausgabe, 1867/68, 8 Bände.

sie dieselben wieder in zwei Gruppen teilt: „Der hypothetische Imperativ sagt nur, dass die Handlung zu irgend einer [entweder] möglichen oder wirklichen Absicht gut sei. Im ersteren Falle ist er ein problematisch, im zweiten [ein] assertorisch-praktisches Prinzip“ (IV, 262/3); im ersteren Falle kann man die hypothetischen Imperative als Regeln der Geschicklichkeit, im zweiten Falle als Ratschläge der Klugheit bezeichnen (IV, 264). Bei den Regeln der Geschicklichkeit handelt es sich um eine praktische Vorschrift, welche eine Handlung als notwendig hinstellt, um irgend eine dadurch zu bewirkende mögliche Absicht zu erreichen. „Ob der Zweck vernünftig und gut sei, davon ist hier gar nicht die Frage, sondern nur, was man thun müsse, um ihn zu erreichen. Die Vorschriften für den Arzt, um seinen Mann auf gründliche Art gesund zu machen, und für einen Giftmischer, um ihn sicher zu töten, sind insofern von gleichem Wert, als eine jede dazu dient, ihre Absicht vollkommen zu bewirken“ (IV, 263). Bei den Ratschlägen der Klugheit dagegen handelt es sich um einen hypothetischen Imperativ, der die praktische Notwendigkeit vorstellt, nicht im Hinblick auf irgend einen beliebigen, nur möglichen Zweck, sondern im Hinblick auf einen ganz bestimmten Zweck, „den man bei allen vernünftigen Wesen als wirklich voraussetzen kann“, nämlich im Hinblick auf die Glückseligkeit. Die Ratschläge der Klugheit beziehen sich also nicht auf eine bloss mögliche Absicht, sondern auf eine Absicht, „die man sicher und a priori bei jedem Menschen voraussetzen kann, weil sie zu seinem Wesen gehört.“ Insofern sind sie nicht wie die Regeln der Geschicklichkeit problematisch, sondern assertorisch. Ebenso wie bei den Regeln der Geschicklichkeit bezieht sich aber auch bei den Ratschlägen der Klugheit der Imperativ auf eine Handlung, die „nicht schlechthin, sondern nur als Mittel zu einer anderen Absicht geboten“ wird. Insofern sind also die Ratschläge der Klugheit ebenso wie die Regeln der Geschicklichkeit hypothetische Imperative (IV, 264).

Diese Ausführungen der „Grundlegung“ kommen also im wesentlichen auf dasselbe hinaus, wie die entsprechenden Ausführungen der „Kritik der praktischen Vernunft“; sie unterscheiden sich von den letzteren nur dadurch, dass sie den Begriff der hypothetischen Imperative genauer präzisieren, indem sie als besondere Arten der hypothetischen Imperative die Regeln der Geschicklichkeit und die Ratschläge der Klugheit nennen.

Auf den ersten Blick könnte man meinen, dass diese Differenz, welche zwischen den beiden ethischen Hauptwerken Kants besteht,

ohne jede Bedeutung sei. Wie Kant überhaupt in den ersten Paragraphen der „Kritik“ das in der „Grundlegung“ Vorgetragene nur kurz wiederholt, so scheinen auch die Aussagen, welche er in der „Kritik“ über die hypothetischen Imperative thut, nur eine kurze Rekapitulation des in der „Grundlegung“ Gesagten sein zu sollen. Wenn Kant daher jene Einteilung der hypothetischen Imperative in Regeln der Geschicklichkeit und Ratschläge der Klugheit in der „Kritik“ nicht wiederholt, so erklärt sich das einfach aus der geringeren Ausführlichkeit dieser Schrift. Von einer sachlichen Differenz dagegen scheint deshalb noch nicht geredet werden zu müssen.

Bei genauerer Vergleichung beider Schriften zeigt sich indessen, dass die Weglassung jener Einteilung der hypothetischen Imperative doch keine zufällige ist. Die Differenz, welche in der Beurteilung der hypothetischen Imperative zwischen der „Grundlegung“ und der „Kritik“ zutage tritt, erklärt sich vielmehr daraus, dass Kant über jene Einteilung der hypothetischen Imperative im Jahre 1788 anders dachte, als im Jahre 1785, dass er in der „Kritik“ den Begriff der hypothetischen Imperative anders verstand als in der „Grundlegung“.

Zum Beweis dieser Behauptung verweise ich auf eine gelegentliche Bemerkung, die Kant in der „Grundlegung“ macht und die zwar an sich ziemlich unwichtig ist, in der Vergleichung mit anderen Aussagen Kants aber doch eine gewisse Bedeutung erlangt. Im Anschluss an die Unterscheidung der beiden Arten von hypothetischen Imperativen und der kategorischen Imperative sagt nämlich Kant: „man könnte die ersteren Imperative [die Regeln der Geschicklichkeit] auch technisch, die zweiten [die Ratschläge der Klugheit] pragmatisch, die dritten [die Imperative der Sittlichkeit] moralisch nennen“ (IV, 265). Mit dieser Bemerkung, die, wie gesagt, an sich ziemlich unwichtig ist, vergleiche man nun die Randbemerkung, welche Kant in der „Kritik“ zur zweiten Anmerkung des zweiten Lehrsatzes macht. Es heisst dort (V, 27): „Sätze, welche in der Mathematik oder Naturlehre praktisch genannt werden, sollten eigentlich technisch heissen. Denn um die Willensbestimmung ist es diesen Lehren gar nicht zu thun; sie zeigen nur das Mannigfaltige der möglichen Handlung an, welches eine gewisse Wirkung hervorzubringen hinreichend ist, und sind also ebenso theoretisch, als alle Sätze, welche die Verknüpfung der Ursache mit einer Wirkung aussagen“. Vergleicht man diese Randbemerkung der „Kritik“ mit jener gelegentlichen Bemerkung der „Grundlegung“, so ergibt sich der Schluss: wenn die Regeln der Geschicklichkeit technisch sind, und wenn technische

Lehren nicht eigentlich praktische, sondern theoretische Sätze sind, so sind auch die Regeln der Geschicklichkeit nicht praktische Prinzipien und folgeweise auch nicht Imperative. In der That hat Kant selbst in der „Kritik“ diese Folgerung gezogen. In dem Satz nämlich, auf den sich jene Randbemerkung bezieht, sagt er (V, 26 f.): „Prinzipien der Selbstliebe können zwar allgemeine Regeln der Geschicklichkeit (Mittel zu Absichten auszufinden) enthalten; alsdann sind es aber bloss theoretische Prinzipien“. Die Regeln der Geschicklichkeit sind also für ihn nicht mehr praktische, sondern theoretische Prinzipien. Sie gehören nicht mehr — mit den Ratschlägen der Klugheit zusammen — zu den hypothetischen Imperativen. Die Unterscheidung der hypothetischen Imperative in Regeln der Geschicklichkeit und in Ratschläge der Klugheit ist vielmehr in der „Kritik“ aufgegeben: die „Kritik“ kennt nur noch eine Art von hypothetischen Imperativen.

Wenn damit bewiesen ist, dass in der Beurteilung der hypothetischen Imperative sich bei Kant eine Wandlung vollzogen hat, dass also für Kant selbst mit diesem Begriff sich gewisse Schwierigkeiten verbinden, so dürfte nun weiterhin umsomehr die Frage untersucht werden müssen: ob denn die Kantische Lehre von den hypothetischen Imperativen in der korrigierten Gestalt, in der sie in der „Kritik“ uns begegnet, haltbar ist. Das Problem, um das es sich handelt, gestaltet sich zu der Frage, ob denn die sogenannten Ratschläge der Klugheit als hypothetische Imperative zu betrachten sind, wenn sich herausgestellt hat, dass die Regeln der Geschicklichkeit keine hypothetischen Imperative sind.

Geht man zunächst von den Aussagen aus, durch welche Kant in der „Grundlegung“ das Verhältnis der Ratschläge der Klugheit zu den Regeln der Geschicklichkeit bestimmt hat, so erscheinen in diesen Aussagen beide Arten von hypothetischen Imperativen so eng mit einander verbunden, dass man, wenn die Regeln der Geschicklichkeit als theoretische Prinzipien erkannt sind, nicht umhin kann, die Ratschläge der Klugheit ebenfalls für theoretische Prinzipien zu halten. Beide Arten der sogenannten hypothetischen Imperative sagen aus, dass eine Handlung zu einer bestimmten Absicht gut sei (IV, 262/3). Der Unterschied besteht nur darin, dass bei den Regeln der Geschicklichkeit diese Absicht bloss als möglich, bei den Ratschlägen der Klugheit dagegen als wirklich vorhanden gedacht wird (ib.). Das Verhältnis aber, in dem die vorgestellte Absicht zum Willen des Handelnden steht, kann doch unmöglich die Beschaffenheit der Regel

ändern. Die Regel ist vielmehr bei beiden Arten von hypothetischen Imperativen von derselben Art. Sie ruht sowohl bei den Regeln der Geschicklichkeit (vgl. IV, 265) wie bei den Ratschlägen der Klugheit (vgl. IV, 266) auf dem Satz: „wer den Zweck will, will auch das dazu unentbehrlich notwendige Mittel, das in seiner Gewalt ist.“ Aber gerade dieser „analytische Satz“, der aus dem Wollen der Wirkung auch die Notwendigkeit der zu dieser Wirkung erforderlichen Handlung folgert (IV, 265), ist als eine „Verknüpfung der Ursache mit einer Wirkung“ ein theoretischer Satz: folglich müssten auch nicht bloss die Regeln der Geschicklichkeit, sondern ebenso auch die Ratschläge der Klugheit nicht mehr als Imperative betrachtet werden.

Demgegenüber ist nun aber zu beachten, dass Kant in der „Kritik“ das Verhältnis der Ratschläge der Klugheit zu den Regeln der Geschicklichkeit anders als in der „Grundlegung“ bestimmt. Er stellt nicht mehr beide nebeneinander, sondern er ordnet die Regeln der Geschicklichkeit, welche aufgehört haben, hypothetische Imperative zu sein, den hypothetischen Imperativen unter. Die hypothetischen Imperative „enthalten“ Vorschriften der Geschicklichkeit (V, 20, 27); sie „gründen sich“ auf allgemeine Regeln der Geschicklichkeit (V, 27). Obwohl sie aber auf den Regeln der Geschicklichkeit als theoretischen Sätzen ruhen, sind die hypothetischen Imperative selbst doch „praktische Vorschriften“ (V, 20, 21, 27).

Dieser Unterschied in der Bedeutung, welche den Regeln der Geschicklichkeit und den Ratschlägen der Klugheit, resp. den hypothetischen Imperativen der „Kritik“ zukommen soll, kann selbstverständlich seinen Grund haben nur in dem, was den begrifflichen Unterschied zwischen beiden ausmacht. Der begriffliche Unterschied zwischen beiden ist aber, wie wir gesehen haben, lediglich dadurch bedingt, dass es sich bei den Regeln der Geschicklichkeit um eine bloss mögliche, bei den Ratschlägen der Klugheit dagegen um eine wirklich vorhandene Absicht handelt. Die Beziehung der Absicht auf den Willen des Handelnden scheint also doch für die Beurteilung der Ratschläge der Klugheit als hypothetischer Imperative massgebend zu sein.

An einer bestimmten Äusserung über diese Frage fehlt es allerdings in der „Kritik“. Wenn aber bei der Erörterung der hypothetischen Imperative ihre Eigentümlichkeit darin gefunden wird, dass sie den Willen „in Ansehung einer begehrten Wirkung bestimmen“ (V, 20), dass „der Wille auf etwas anderes verwiesen werde, wo-

von man voraussetzt, dass er es begehre“ (V, 21), so bekommt man doch den Eindruck, als ob Kant die Ratschläge der Klugheit deshalb als praktische Prinzipien beurteilt, weil sie nicht bloss im Hinblick auf eine nur mögliche Absicht eine Handlung vorschreiben, die demzufolge auch nur eine mögliche Handlung ist, sondern weil sie im Hinblick auf eine ganz bestimmte, wirklich vorhandene Absicht eine Handlung vorschreiben und, indem sie für diese Absicht das Mittel zu ihrer Verwirklichung aufzeigen, in der That einen Einfluss auf den handelnden Willen gewinnen. Die Ratschläge der Klugheit können als praktische Vorschriften bezeichnet werden, weil durch sie ein wirkliches Wollen in bestimmter Weise beeinflusst wird.

Indessen, wenn das die Meinung Kants in der „Kritik“ ist, so bedarf es nicht erst einer weitläufigen Erörterung, um festzustellen, dass dieser Unterschied zwischen den Regeln der Geschicklichkeit und den Ratschlägen der Klugheit nicht das Recht giebt, die letzteren als praktische Prinzipien zu betrachten, dass vielmehr auch die Ratschläge der Klugheit und folglich alle sogenannten hypothetischen Imperative nichts anderes als technische Vorschriften sind.

Dasjenige nämlich, was den Willen zur Handlung bestimmt, ist auch bei den Ratschlägen der Klugheit nicht der Imperativ oder die Regel, die in ihnen enthalten ist, sondern das vorausgesetzte Begehren des Willens. Die Nötigung zur Handlung liegt ganz allein in dem Begehren, welches sich auf die durch die Handlung zu erreichende Wirkung richtet. Dagegen hat die Regel auch hier nur die Bedeutung, den theoretisch als notwendig erkannten Zusammenhang zwischen der Handlung und der durch sie zu erreichenden Wirkung zum Ausdruck zu bringen. Ebenso wie bei den Regeln der Geschicklichkeit, giebt auch bei den Ratschlägen der Klugheit die Regel nur das Mittel an zur Erlangung eines bestimmten Zweckes: giebt es einen Bestimmungsgrund zur Verwirklichung des Zweckes, so wird auch das Mittel verwirklicht werden müssen, da die Wirkung ohne die Ursache nicht zu haben ist. Der Bestimmungsgrund zur Verwirklichung der Ursache ist dann aber nicht der theoretische Satz, dass diese bestimmte Wirkung von dieser bestimmten Ursache abhängt. Der Bestimmungsgrund zur Verwirklichung der Ursache ist vielmehr eben der Bestimmungsgrund, welcher zur Verwirklichung des Zweckes führt.

Dass diese Argumentation berechtigt ist und von den Voraussetzungen Kants aus mit Notwendigkeit sich ergibt, lässt sich — abgesehen von der in der Sache liegenden Selbstverständlichkeit —

mit absoluter Sicherheit beweisen. In der „Metaphysik der Sitten“ hat nämlich Kant die Konsequenz seiner Voraussetzungen selbst gezogen, indem er alle anderen Imperative neben den kategorischen als technisch bezeichnet (VII, 18 und 19). Als technisch-praktische Lehren (im Unterschied von moralisch-praktischen Lehren) hängen sie „gänzlich von der Theorie der Natur ab“ und haben mit dem praktischen Teile der Philosophie nichts zu thun (VII, 15). Oder, wie es in der „Kritik der Urteilkraft“ heisst: „Alle technisch-praktischen Regeln (d. i. die der Kunst und Geschicklichkeit überhaupt, oder auch der Klugheit, als einer Geschicklichkeit, auf Menschen und ihren Willen Einfluss zu haben), sofern ihre Prinzipien auf Begriffen beruhen, müssen nur als Korollarien zur theoretischen Philosophie gezählt werden. Denn sie betreffen nur die Möglichkeit der Dinge nach Naturbegriffen, wozu nicht allein die Mittel, die in der Natur dazu anzutreffen sind, sondern selbst der Wille (als Begehrungs-, mithin als Naturvermögen) gehört, sofern er durch Triebfedern der Natur jenen Regeln gemäss bestimmt werden kann“ (V, 178). Die „Kritik der Urteilkraft“ und die „Metaphysik der Sitten“ bestätigen also die Folgerung, welche sich aus den Sätzen der „Grundlegung“ und der „Kritik der praktischen Vernunft“ ergab: erstens insofern, als nicht mehr bloss die Regeln der Geschicklichkeit, sondern ebenso auch die Ratschläge der Klugheit als technische Vorschriften beurteilt werden, und zweitens insofern, als diese technischen Vorschriften insgesamt nur uneigentlich als praktisch bezeichnet werden, weil sie in Wirklichkeit nichts anderes als theoretische Sätze sind. Wenn Kant trotzdem diese technischen Regeln auch in der „Metaphysik der Sitten“ noch Imperative nennt und dieselben den kategorischen Imperativen gegenüberstellt (VII, 19), so erklärt sich das aus der Thatsache, dass die Wandlung in der Beurteilung dieser Regeln sich bei Kant sehr allmählich vollzog, und infolgedessen es ihm verborgen bleiben konnte, wie sehr die Voraussetzungen, von denen aus er diese Regeln als Imperative bezeichnet hatte, durch die Veränderung in der Beurteilung derselben hinfällig geworden waren.

2. Die von Kant so genannten hypothetischen Imperative sind also in Wirklichkeit keine praktischen, sondern theoretische Prinzipien. Sie können als praktisch nur insofern bezeichnet werden, als sie sich auf Handlungen des Willens beziehen, also ein Thun zu ihrem Gegenstand haben; aber die Aussagen, welche sie im Hinblick auf den handelnden Willen enthalten, sind rein theoretischer Art. Von

den Imperativen als den praktischen Prinzipien im eigentlichen Sinne unterscheiden sie sich dadurch, dass sie nicht selbst einen Bestimmungsgrund des Willens enthalten, sondern — ohne Rücksicht darauf, ob die Handlung verwirklicht wird oder nicht — lediglich die kausale Bedingtheit der Handlung zum Ausdruck bringen.

Von diesem Ergebnis aus scheint nun die zweite Frage, die im Hinblick auf Kants Lehre von den hypothetischen Imperativen erörtert werden muss, ohne weiteres beantwortet werden zu können. Wenn es nämlich richtig ist, dass Kant durch den Begriff der hypothetischen Imperative lediglich den Begriff der kategorischen Imperative hat deutlicher machen wollen, so folgt aus dem Ergebnis unserer Untersuchung, dass dazu der Begriff der hypothetischen Imperative möglichst ungeeignet ist. Dieser Begriff der hypothetischen Imperative bringt zur Verdeutlichung der kategorischen Imperative nichts bei, weil die Möglichkeit einer Vergleichung beider Begriffe dadurch ausgeschlossen ist, dass es sich das einemal um theoretische, das anderemal um praktische Prinzipien handelt. Es scheint daher durchaus berechtigt zu sein, wenn die Interpreten der Kantischen Ethik auf den Begriff der hypothetischen Imperative überhaupt keine Rücksicht nehmen: weil es sich bei diesem Begriff um ein von Kant selbst nachträglich korrigiertes Missverständnis handelt, so thut man am besten, diesen Begriff bei der Darstellung der Kantischen Ethik ganz zu ignorieren.

In Wirklichkeit liegt aber doch die Sache nicht so einfach. Die Nebeneinanderstellung der hypothetischen und der kategorischen Imperative hat für Kant doch nicht bloss die Bedeutung, dass durch den Gegensatz zwischen beiden der unbedingte Charakter der kategorischen Imperative deutlich gemacht werde. Je mehr vielmehr gerade dieser unbedingte Charakter der kategorischen Imperative etwas an sich Deutliches und unmittelbar Einleuchtendes ist, umso mehr wird man der Vermutung Raum geben dürfen, dass das Motiv für die Nebeneinanderstellung jener beiden Begriffe ein anderes gewesen ist. Wenn aber zur Verdeutlichung der kategorischen Imperative die hypothetischen Imperative nur insofern herangezogen werden konnten, als zwischen beiden Arten von Imperativen ein Gegensatz bestand, so ist in dem Nachweis von der Wertlosigkeit der hypothetischen Imperative in dieser Beziehung zugleich ein Hinweis darauf enthalten, dass das Motiv für die Nebeneinanderstellung der beiden Arten von Imperativen in dem gesucht werden muss, was beiden gemeinsam ist.

Beide, die hypothetischen wie die kategorischen Imperative, werden nun zunächst von Kant als Imperative bezeichnet, d. h. bei beiden handelt es sich, wie Kant meint, um Formeln, durch welche ein Sollen zum Ausdruck gebracht wird (s. o.). Für das Sollen giebt Kant eine Erklärung, indem er durch dasselbe „das Verhältnis eines objektiven Gesetzes der Vernunft zu einem Willen, der seiner subjektiven Beschaffenheit nach dadurch nicht notwendig bestimmt wird“, angezeigt findet (IV, 261). Der Imperativ „bedeutet, dass, wenn die Vernunft den Willen gänzlich bestimmte, die Handlung unausbleiblich nach dieser Regel geschehen würde“ (V, 20). „Daher gelten für den göttlichen und überhaupt für einen heiligen Willen keine Imperative“: „ein vollkommen guter Wille würde [zwar] eben sowohl unter objektiven Gesetzen (des Guten) stehen, aber nicht dadurch als zu gesetzmäßigen Handlungen genötigt vorgestellt werden können, weil er von selbst, nach seiner subjektiven Beschaffenheit, nur durch die Vorstellung des Guten bestimmt werden kann“ (IV, 261/2). Dagegen hat für den menschlichen Willen „das Gesetz die Form eines Imperativs, weil man an jenem zwar, als vernünftigen Wesen, einen reinen, aber, als mit Bedürfnissen und sinnlichen Bewegursachen affiziertem Wesen, keinen heiligen Willen, d. i. einen solchen, der keiner dem Gesetze widerstreitenden Maximen fähig wäre, voraussetzen kann“ (V, 34).

Dasjenige also, was nach Kant den hypothetischen und den kategorischen Imperativen gemeinsam ist, soll erstens darin bestehen, daß durch beide ein Sollen ausgedrückt wird, und zweitens darin, dass es sich bei ihnen eigentlich um Gesetze handelt, welche nur um deswillen in der Form von Imperativen auftreten, weil sie es mit einem „pathologisch affizierten“ Willen zu thun haben.

Von diesen beiden Merkmalen kann nun selbstverständlich das an erster Stelle genannte von den sogenannten hypothetischen Imperativen Kants nicht mehr gelten. Sobald einmal erkannt ist, dass die Regeln der Geschicklichkeit und die Ratschläge der Klugheit überhaupt keine Imperative sind, so kann natürlich die besondere Art der Nötigung, welche den Imperativen eigentümlich ist, von diesen Regeln nicht mehr ausgesagt werden. Sie können, weil sie keine Imperative sind, es nicht mit einem Sollen zu thun haben; die Notwendigkeit, welche sie zum Ausdruck bringen, ist vielmehr, weil sie theoretische Sätze sind, eben die Notwendigkeit, welche allen theoretischen Sätzen innewohnt, d. h. eine Notwendigkeit des Müssens und nicht des Sollens. Wer im Alter sorgenlos leben will, muss

in der Jugend arbeiten und sparen. Das ist nicht ein Gebot, ein Imperativ, sondern ein Gesetz, eine Formel, welche zwischen der begehrten Wirkung und ihrer Ursache einen unausweichlich notwendigen Zusammenhang herstellt. Wird die Wirkung begehrt, so muss dieser Weg zur Verwirklichung derselben eingeschlagen werden. Unter der Voraussetzung, dass die Handlung, welche als Ursache einer begehrten Wirkung erkannt ist, wirklich die zureichende Ursache dieser Wirkung ist (was bei dem angeführten Beispiel Kants allerdings nicht zutrifft, weil man ein sorgenloses Alter auch ohne Arbeit und Sparsamkeit haben kann, wenn man nämlich „noch andere Hilfsquellen ausser dem selbst erworbenen Vermögen“ hat), — unter der Voraussetzung also, dass das kausale Verhältnis, um welches es sich handelt, richtig erkannt ist, kommt der Regel auch diejenige Notwendigkeit zu, welche allen Aussagen über den kausalen Zusammenhang des Geschehens eigentümlich ist: nicht um eine Nötigung des Willens, sondern um eine Notwendigkeit des Geschehens handelt es sich.

Mit um so grösserem Recht wird man dann aber jenes zweite Merkmal, durch welches Kant den Begriff der Imperative bestimmt, als ein eigentümliches Merkmal der von Kant so genannten hypothetischen Imperative betrachten dürfen. Bei den hypothetischen Imperativen Kants handelt es sich in der That um Gesetze und zwar genauer: um Gesetze der Vernunft. Dass in dieser Beziehung die Definition der Imperative, welche Kant giebt, auf die sogenannten hypothetischen Imperative zutrifft, geht aus unseren bisherigen Erörterungen zur Genüge hervor. Wenn nämlich die sogenannten hypothetischen Imperative theoretische Sätze sind und zwar theoretische Sätze, durch welche die Notwendigkeit eines Geschehens zum Ausdruck gebracht wird, so sind sie Gesetze der Vernunft, denn unter einem Gesetz der Vernunft versteht man eine Formel, welche sich auf die Notwendigkeit des Geschehens bezieht.

Danach würde also das Verhältnis, in welchem die hypothetischen Imperative Kants zu dem Begriff der Imperative überhaupt sich befinden, dahin bestimmt werden können, dass sie zwar nicht ein Sollen zum Ausdruck bringen, wohl aber als Gesetze betrachtet werden müssen. Das an erster Stelle von Kant genannte Merkmal der Imperative überhaupt (nämlich das Sollen) darf von den Regeln der Geschicklichkeit und den Ratschlägen der Klugheit nicht ausgesagt werden, sondern gilt allein von den sogenannten kategorischen Imperativen. Dagegen findet das an zweiter Stelle genannte Merkmal

der Imperative überhaupt (dass sie nämlich Gesetze der Vernunft sind) in der That auf die sogenannten hypothetischen Imperative Anwendung.

Ist nun aber dies Ergebnis richtig, so drängt sich weiterhin die Frage auf, ob nicht der Gegensatz, der bei der Untersuchung der hypothetischen Imperative zwischen dem Begriff des Imperativs und dem Begriff des Gesetzes konstatiert worden ist, auch für die Beurteilung der kategorischen Imperative von Bedeutung ist. Wenn Kant in den Begriff der Imperative, unter den sowohl die hypothetischen wie die kategorischen Imperative fallen sollen, im Hinblick auf die kategorischen Imperative das Merkmal des Sollens aufgenommen hat, obwohl dies Merkmal auf die hypothetischen Imperative nicht passt, hat er dann nicht vielleicht die Bestimmung, dass die Imperative Gesetze der Vernunft sind, in den Begriff der Imperative aufgenommen im Hinblick auf die hypothetischen Imperative, obwohl diese Bestimmung gegenüber den kategorischen Imperativen keinen Sinn hat? M. a. W.: wenn die hypothetischen Imperative zwar Gesetze der Vernunft, aber nicht Imperative sind, gilt dann nicht vielleicht von den kategorischen Imperativen, dass sie zwar Imperative, aber nicht Gesetze der Vernunft sind?

Wenn man erwägt, welche Bedeutung dieser Satz, dass die kategorischen Imperative Gesetze der Vernunft sind, für das System der Kantischen Ethik hat, wenn man bedenkt, dass nicht bloss die Lehre von der Freiheit als der Autonomie der praktischen Vernunft und ebenso die sogenannte Typik der Urteilskraft, sondern nicht minder auch die Lehre von den Postulaten der praktischen Vernunft, d. h. aber: der ganze Aufbau der Kantischen Ethik, von der Richtigkeit dieses Satzes abhängig ist, so wird man die Wichtigkeit der gestellten Frage begreifen. Die Erörterung dieser Frage aber im Zusammenhang mit der Kritik der hypothetischen Imperative anzustellen, ist man nicht bloss um deswillen berechtigt, weil die Definition der Imperative das einzige von Kant ausdrücklich geltend gemachte Argument für die Beurteilung der kategorischen Imperative als Gesetze der Vernunft ist, sondern insbesondere auch um deswillen, weil das Motiv für die Nebeneinanderstellung der hypothetischen und der kategorischen Imperative gefunder sein würde, wenn es richtig ist, dass die Begriffe des Imperativs und des Gesetzes an sich in einem unzweideutigen Gegensatz zu einander stehen, und infolgedessen die Bezeichnung der kategorischen Imperative als Gesetze der Vernunft nur möglich ist, nachdem der Begriff der

Imperative durch die Subsumierung der hypothetischen Imperative unter denselben mit dem Begriff der Gesetze konfundiert worden ist.

Auf die Frage nach dem begrifflichen Verhältnis der Imperative zu den Gesetzen lässt sich nun aber die Antwort am einfachsten dadurch gewinnen, dass man im Gegensatz zu Kants sogenannten hypothetischen Imperativen diejenigen Merkmale festzustellen sucht, durch welche der Begriff eines hypothetischen Imperativs gebildet werden würde, wenn man diesen Begriff richtig bestimmen würde. In der That giebt es nämlich neben Kants sogenannten hypothetischen Imperativen auch wirkliche hypothetische Imperative. Wenn z. B. jemand zu seinem Freunde sagt: falls du mir einen Freundschaftsdienst erweisen willst, sollst du für mich dies oder das thun, so ist das ein wirklicher hypothetischer Imperativ. Ebenso ist es ein hypothetischer Imperativ, wenn der Staat die Forderung aufstellt, dass jeder, der Bürger des Staates sein will, für die Erhaltung und Verteidigung des Staates mit ganz bestimmten Leistungen eintreten soll. In beiden Fällen handelt es sich um einen Imperativ, d. h. um eine Forderung, und zwar um eine Forderung, die mit Rücksicht auf eine vorhandene Absicht aufgestellt wird, also hypothetisch ist. Diese hypothetischen Imperative unterscheiden sich aber von Kants hypothetischen Imperativen dadurch, dass sie erstens keine allgemeinen Regeln enthalten. Wollte man z. B. den zweiten Satz verallgemeinern und sagen: wenn du Bürger eines Staates sein willst, so musst du bestimmte Leistungen für den Staat übernehmen, so wäre damit zwar eine theoretische Aussage über die Notwendigkeit des Gehorsams gegen den Staat gegeben, aber diese Aussage würde nicht mehr das für den Imperativ wesentliche Merkmal der Nötigung zum Ausdruck bringen. Die Verallgemeinerung des Imperativs würde zur Aufhebung des Imperativs führen. Ausserdem aber — und das ist das zweite, wodurch die wirklichen hypothetischen Imperative sich von den Kantischen unterscheiden — ist auch der Zusammenhang, welcher zwischen der gebotenen Handlung und der Bedingung, unter welcher die Handlung geboten wird, besteht, nicht ein aus der Sache selbst sich notwendig ergebender Zusammenhang, sondern ein lediglich durch die Willkür des Gebietenden hergestellter Zusammenhang. In dem Wunsche, einem Freunde eine Gefälligkeit zu erweisen, liegt durchaus keine Bestimmung darüber, wie die Gefälligkeit ausfallen soll. Und in dem Wunsche, Bürger eines Staates zu sein, liegt durchaus keine Bestimmung darüber, wie die Gesetze dieses Staates beschaffen sind. Der Zweck, im Hinblick auf welchen

die Handlung geboten wird, hat an sich mit der Handlung gar nichts zu thun. Es ist vielmehr lediglich der Wille des Gebietenden, der die Erreichung des Zweckes von dieser bestimmten Handlung abhängig macht. M. a. W.: die wirklichen hypothetischen Imperative unterscheiden sich von den Kantischen erstens dadurch, dass sie immer eine Nötigung enthalten, während die Kantischen als Gesetze lediglich theoretische Aussagen sind und den Willen in keiner Weise affizieren; und zweitens dadurch, dass sie nicht wie die Kantischen ein Kausalitätsverhältnis, d. h. die Notwendigkeit des Zusammenhanges zwischen Handlung und Zweck, zum Ausdruck bringen, sondern den Grund für den thatsächlich vorhandenen Zusammenhang zwischen Handlung und Absicht in die Willkür eines gebietenden Willens verlegen.

Daraus ergibt sich, dass Imperative überhaupt niemals Gesetze sein oder werden können. Die genannten beiden Merkmale nämlich, durch welche die wirklichen hypothetischen Imperative von den Kantischen sich unterscheiden, sind nicht etwa besondere Merkmale der hypothetischen Imperative, sondern wesentliche Merkmale der Imperative überhaupt. Es ist konstitutiv für den Begriff der Imperative, dass sie in der Form einer Willensnötigung auftreten, und dass ihr Inhalt aus der Willkür eines gebietenden Willens fließt. Allerdings wird die Willensnötigung stärker oder schwächer empfunden, je nachdem der Wille gern oder ungern dem Gebote gehorcht; aber selbst da, wo der Wille des Gehorchenden gänzlich mit dem Willen des Gebietenden übereinstimmt und von einem Widerstreit des gehorchenden Willens gegen den gebietenden nicht die Rede sein kann, behält doch der Imperativ den Charakter eines Gebots, d. h. einer Willensnötigung, und zwar um deswillen, weil das, was geboten wird, lediglich durch den gebietenden Willen seinem Inhalt nach bestimmt werden kann.

Sollen trotzdem die kategorischen Imperative eine Ausnahmestellung unter den Imperativen haben und als Gesetze der Vernunft betrachtet werden können, so macht der Gegensatz, in den sie dadurch zu allen übrigen Imperativen geraten, es notwendig, dass eine ausführliche Begründung dieser ihrer Ausnahmestellung gegeben werde. In der Kantischen Ethik aber ist von einer derartigen Begründung nichts zu entdecken. Das einzige Argument, welches Kant für den Satz, dass die kategorischen Imperative Gesetze sind, geltend macht, ist die Definition des Begriffs der Imperative überhaupt. Indem aber in diese Definition im Hinblick auf die von Kant so

genannten hypothetischen Imperative, welche in Wirklichkeit nicht Imperative sind, die Bestimmung aufgenommen wird, dass die Imperative objektive Gesetze der Vernunft sind, erweist sich gerade diese Definition als ungeeignet zur Entscheidung des in Betracht kommenden Problems, während andererseits es unbezweifelbar sein dürfte, dass das Motiv für die Zusammenstellung der kategorischen Imperative mit den sogenannten hypothetischen Imperativen in dem Bestreben gelegen hat, die von den hypothetischen Imperativen geltende Bestimmung, dass sie nichts anderes als Gesetze sind, auch auf die kategorischen Imperative in Anwendung bringen zu können.

---